Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 3 (Paulinum),
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Morgen-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 655. Freitag den 24. December 1897. 91. Jahrgang.

Anzeigen für die Frühnummer von Montag, den 27. d. M., erbitten wir bis spätestens heute Abend 7 Uhr.

Unsere Hochschulen und öffentliche Kundgebungen.

Dr. v. S. Wir befinden uns zur Zeit auch im akademischen Leben in einer gährenden Periode beständiger Demonstrationen. Das fremdsprachliche Ausland kann hierbei außer Betracht bleiben, denn ob z. B. die französischen Studenten für einen angeblichen Verräther oder für einen notorischen Verleumder à la Rochefort demonstriren, wird nicht wirkungsvoller sein, als wenn ihre griechischen Commilitonen zu Gunsten der hellenischen Staatscasse einen Aufruf an die Großmächte erlassen, oder wenn sich in Rumänien die akademische Jugend in antisemitischen Straßenkrawallen, in Italien in examensfeindlichen Special-Revolutiönchen ergeht.

Einen anderen Charakter gewinnt jedoch die Sache, wenn sich eine ganze an der Spitze der Civilisation stehende Nation der offenkundigen Rechtsbeugung und Gewaltthat einer brutalen Mehrheit gegenüber im Zustande der Nothwehr befindet, wenn es sich, wie in letzter Zeit mehrfach und verschiedenen Ortes, um ihre geistige wie physische Existenz handelt. Dann ist es keineswegs zu verwundern, wenn auch die akademische Jugend demonstrirend auf die Straße steigt, wenn die von Vaterlandsliebe getragene Bewegung elektrischen Funken gleich auf andere Hochschulen des Reiches und des stammverwandten Auslandes überspringt, da zündet und zur hellen Flamme wird, dort begeistert und im Kampfruf wiederhallt. So erklären sich die Vorfälle auf Oesterreichs hohen Schulen, und wenn gerade in diesen Blättern über manchen ungehörigen Exceß ihrer leicht erregbaren Studentenschaft keineswegs zurückgehalten wurde mit Kritik und Tadel, so wird sich heute, — so weit die deutsche Zunge klingt, — nur eine Stimmung geltend machen, das Mitgefühl und solidarische Stammesbewußtsein, der gebieterische Glaube alteingewurzelten Rechtsgefühls.

So war schon die Sympathie-Kundgebung aufzufassen, welche vor einem halben Jahre auf Anregung Alt-Heidelbergs fast sämmtliche Professoren der reichsdeutschen Universitäten an die deutsche Universität zu Prag aus Anlaß ihrer Haltung in der bekannten Sprachenverordnungsfrage richteten, so fassen wir heute alle jene akademischen Kundgebungen auf, welche sich von reichsdeutschen Studenten an die Adresse der Commilitonen in Prag, Wien und Graz richten.

Das Recht ist ausschließlich der Gradmesser, welcher all' diese Kundgebungen weit über jede zufällige Beifalls- oder Mißfallsbezeugung emporhebt. Zuvorn handelt es sich aber um nationale Angelegenheiten im Sinne bedeutungsvoller Culturfragen, und daß in solchen, selbst wenn die äußeren Momente nicht so zwingender Natur sein sollten, die Hochschulen und ihre Angehörigen eine gewichtige Stimme, ja sogar die Pflicht haben, sich sachgemäß zu äußern, unterliegt wohl keinem Zweifel.

Ebensowenig können Kundgebungen auffallen, welche in Hochschul-Angelegenheiten, also in eigener Sache, sei es von dem geschlossenen Ganzen der Hochschul-Angehörigen, sei es von einzelnen Theilen oder Persönlichkeiten des Lehr- oder Lernkörpers ausgehen.

Es wird Niemanden mißliebig aufgefallen sein, wenn vor nicht allzu langer Zeit die Professoren-Collegien der verschiedenen Hochschulen und Facultäten das Wort in der wichtigen Discussion über die Regelung der Professorengehälter ergriffen haben, und wo solche Emanationen nicht, w. z. B. in Graz, über den Rahmen der sachlichen Behandlung hinausgingen, haben dieselben, trotz der Getheiltheit ihrer Ansichten, zweifellos zur Klärung und besseren Erledigung der Frage wesentlich beigetragen.

Nicht viel anders liegt die Sache, wo einzelne Hochschulangehörige bezw. Professoren als Sonder-Interessenten oder Demonstranten in mehr persönlicher Weise aus dem Gros ihrer Collegen und auch aus dem Rahmen der Hochschule heraustreten und Stellung nehmen zu Ereignissen oder Fragen nationaler oder internationaler Art als Erkenntnißproblemen wissenschaftlicher Forschung, denn wir haben in der Presse, und zwar in der politischen Presse so gut als in der Fachpresse, ein so gebräuchliches und anerkanntes Verständigungsmittel, daß eine Erörterung solcher Fragen durch berufene Hochschullehrer an dieser Stelle selbst dann noch nicht unangenehm empfunden werden kann, wenn in derselben die subjective Anschauung die objective Erörterung überwiegt. Aus solchen Kundgebungen, deren Bedeutung im geraden Verhältniß zur Autorität ihrer Urheber wächst, bildet sich nicht selten die öffentliche Meinung. Es ist somit einer derartigen Meinungsäußerung selbst in den heikelsten Fragen der Gegenwart in religiösen, politischen und socialen Angelegenheiten der denkbar weiteste Spielraum gelassen.

Wenn also beispielsweise Professor Sohm-Leipzig vor Kurzem in der „Tägl. Rundschau" öffentlich Verwahrung einlegte gegen den dem Pfarrer Naumann wegen Beleidigung eines Armeecommandos gemachten Proceß, so hätte er hierzu selbst dann noch das Recht gehabt, wenn er ausschließlich in Wahrnehmung persönlicher und nicht, wie seinem Artikel entnommen werden mußte, in der Wahrnehmung nationaler und socialer Interessen so gehandelt hätte.

Gegen Kundgebungen auf dem gebräuchlichen, man darf wohl sagen legalen Wege kann somit eine Erinnerung oder gar, falls der Betreffende gewissen Verordnungen oder Gesetzen untersteht, eine Handhabe zur Anwendung der letzteren nicht gefunden werden. Es ändert sich jedoch die Sachlage vom Momente, wo die Kundgebung einen agitatorischen oder herausfordernden Charakter annimmt, und in solchem Falle wird der Urheber auch dann die öffentliche Meinung noch gegen sich haben, wo ein gesetzliches Einschreiten in Folge mangelnder Bestimmungen oder wegen unvollständiger Erschöpfung des durch das Gesetz vorgesehenen Thatbestandes nicht erfolgt.

Wenn die Autorität des Wissens zu Parteizwecken mißbraucht wird, dann steht auch die geistreichste Kundgebung in keinem Verhältniß zu dem wirklich erreichbaren Erfolg und wird sich auch selten oder nie zu einem thatsächlichen oder auch nur moralischen Nutzeffect verdichten können.

Die „Hamburger Collecten-Affaire", welche obgenannte Grenze in bedenklicher Weise streifte, ist ein sprechendes Beispiel hierzu, verschiedene Kundgebungen des Nationalökonomen Prof. Brentano in München sind dagegen direct als Exempel negativster Art zu betrachten.

Ein Agitator wie Bebel kann in einer Studentenversammlung den anwesenden Akademikern umschaut die Vorzüge der Socialdemokratie anpreisen und sich in Verachtung über die traurige Lage der Bourgeois-Wirthschaft ergehen; das wundert Niemanden! Wenn aber ein hochangesehener Hochschullehrer, eine anerkannte Autorität der Schule wie des Lebens, in einem Festvortrag für die akademische Jugend den moralischen Bankrott einer großen politischen Partei verkündet, aus deren Kreisen die Hochschulen selbst bis dahin wohl den größten Zufluß erfahren haben, dann muß man sich verwundert fragen, kann auf solche Weise dem politisch noch unmündigen Studenten wirklich die richtige „Stellung zu den socialpolitischen Aufgaben der Zeit" vorgezeichnet werden!? Auf solchem Wege dürften unsere Studenten am allerwenigsten zu einer vorurtheilsfreien „Betrachtung der Dinge vom Standpuncte des Ganzen" gelangen, denn ihnen fehlt noch auf Jahre hinaus der freie Blick in die sichere „Erkenntniß der Wahrheit", die ihr berühmter Lehrer trotz der Einseitigkeit seiner momentanen Kundgebung vor ihnen voranhat.

Viel glücklicher ist da Prof. Sombart im gleichen Falle gewesen, als er kürzlich auf dem Stiftungsfeste des Berliner social-wissenschaftlichen Studentenvereins in seiner Festrede über „Wissenschaft und Politik" die letztere kategorisch aus den Hörsälen der Universität und aus dem jugendlichen Kreise der Studentenschaft verwies.

Und wenn wiederum Prof. Brentano es für zweckmäßig erachtet, seine eigene Autorität in dem von ihm selbst als furchtbar bezeichneten socialen Kampfe der englischen Maschinenbauarbeiter gegen ihre Arbeitgeber zu engagiren, und denselben mit einem ziemlich provocatorisch klingenden öffentlichen Schreiben einen Beitrag zu dem Streikfonds zu übersenden, so kann man gegen solche Kundgebungen unserer Hochschullehrer nicht energisch genug Verwahrung einlegen. Es hätten Prof. Brentano Wege genug offen gestanden, auf welchen er nicht weniger wirkungsvoll seine Ansicht in dieser hochbedeutsamen socialpolitischen Frage hätte zur Geltung bringen können, und wenn er es außerdem für nöthig befindet, die Streikenden finanziell zu unterstützen, so ist das, sachlich genommen, wohl sein unantastbares Recht. Seine Pflicht der Rücksichtnahme auf die durch sein Vorgehen in Mitleidenschaft gezogene Hochschule verdient aber nicht geringere Beachtung als sein Recht, und der einzig mögliche Compromiß zwischen Recht und Pflicht ist in diesem Falle eine sachgemäße Vorsicht in der Wahl der Art und der Mittel seiner Kundgebung. Man rede nicht immer wieder vom „Schmälerung der bürgerlichen Rechte", oder von den Professoren als „Bürgern II. Classe", — der Landesfürst selbst muß sich als „erster Bürger und Beamter" des Staates noch ganz andere Reserve auferlegen als der Fürst im Reich der Wissenschaft, und was den Einen ehrt, ist auch des Andern werth!

Die Boycottirungsversuche der Gedanken- und Meinungsfreiheit auf deutschen Hochschulen, wie sie in den absolutistischen „Kundgebungen" eines „Königs von Saarabien" zu Tage treten, sind niemals nach unserem Geschmacke gewesen, wir wissen uns aber Eins mit den bedeutenden Verfechtern der wahren und vornehmen Geistes- und Lehrfreiheit, wenn wir nicht nur volles Gewähren von der einen, sondern auch tactvolles Zurück- und Maßhalten von der anderen Seite beanspruchen:

„Es giebt nur eine Atmosphäre, in der die wurzelechte Arbeit des Geistes gedeiht, selbst die staatliche, geschlossene und zünftige, das ist die reine Bergluft der Freiheit und volle Unabhängigkeit."

Der preußische Cultusminister hat selten ein schöneres Wort gesprochen als dieses; bevor wir ihn aber bei diesem Worte nehmen, wie dies in den letzten Tagen durch die Presse schon so vielfach geschah, seien die zur Freiheit in erster Linie Berufenen daran erinnert, daß sie die Höhenluft der Freiheit auch wirklich rein erhalten!

Ist unser ostasiatisches Geschwader kriegstüchtig?

In einem vielbesprochenen Aufsatz behauptete dieser Tage die „Morning Post", die Schiffe, die Deutschland in Ostasien zusammenziehe, seien weder nach Armirung noch Fahrtgeschwindigkeit auf der Höhe der Zeit, obwohl sie das Beste darstellten, was die deutsche Flotte zur Zeit aufbringen könne. In solcher Verallgemeinerung enthält dieser Tadel denn doch eine grobe Entstellung der Thatsachen. Daß unser Kreuzergeschwader, schreibt die „Köln. Ztg.", sich nie und nimmer mit dem starken ostasiatischen Geschwader der britischen Flotte messen kann, weiß auch bei uns Jeder, und daß unsere für die Kiao-Tschau-Bucht bestimmten Kreuzer das weder sollen noch werden, wissen wir ebenfalls. Allerdings kann die kleine, in ihrer naturgemäßen Entwickelung so unglücklich gehemmte Flotte des deutschen Reiches es sich noch nicht leisten, Panzerkreuzer und mehrere moderne Kreuzer erster und zweiter Classe auf eine auswärtige Station zu schicken — aus dem einfachen Grunde, weil sie noch nicht vorhanden oder wenigstens noch nicht in den Dienst gestellt sind. Um aber einer diplomatischen Action, die voraussichtlich keine ernstlichern kriegerischen Verwicklungen zur Folge haben wird, Nachdruck zu verleihen durch eine kleine Flottenkundgebung, brauchen wir nicht gleich das Beste, was die Flotte aufweist, hinauszuschicken, und das Beste, der Kern unserer Flotte, ist und bleibt das erste Geschwader, vor Allem die erste Division mit den vier neuen Hochseepanzerschiffen

Feuilleton.

Der Weihnachtsmann.

Von Elsbeth Friedrichs.

Nachdruck verboten.

Erstes Bild.

„Mutter, sieh hier; das hat das Christkind vom Himmel heruntergeworfen, nebenan bei Erdmann's Anning."

Mit glühendem Gesicht war der kleine Bursche zur Thüre hereingestürmt und legte mit diesen Worten ein rothes, zusammengebundenes Tuch in den Schoß der Mutter, welche einsam beim trüben Lampenlicht neben dem Tische saß.

Sie schob den Spinnrocken zur Seite und, den einen Arm um den Knaben legend, knüpfte sie mit stillem Lächeln das Tuch auf. Aepfel, Nüsse und kleine braune Kuchen rollten heraus, und von Neuem jubelte das Kind, als sie zum Vorschein kamen.

„Dieses sollst Du haben vom Christkindlein," sagte der Knabe und schmiegte sich an die Mutter. „O, es schneit so lustig draußen, und kein Licht brennt in Erdmann's Stube, und als Erdmann's Großmutter die schönen Geschichten erzählte vom Christkind, das den Weihnachtsmann zu uns schickt, da — springt die Thüre auf und herein fliegen viele schöne süße Sachen, die wir aufsammeln durften, und da hab' ich gleich gedacht, ich wollt's Dir bringen. — Darf ich nun auch eins essen?"

„Gewiß darfst Du das. Aber bist Du denn noch gar nicht müde? 's ist spät, mein Liebling."

„Ach Mutter, blase die Lampe aus und erzähle mir eins vom Weihnachtsmann, willst Du lieb' Mutting? Und dann sage ich nochmal meine Verslein auf! Ja?"

Gern wurden diese Wünsche erfüllt. Und den Knaben auf dem Schoße saß die einsame Frau auf der Ofenbank und vergaß beim traulichen Knistern des Feuers und unter dem Zauber der Weihnachtszeit auf eine halbe Stunde des schweren Leides und der Sorgen, welche ihre Seele belasteten. Andächtig lauschte der Knabe ihren Erzählungen, die sie mit leise bebender Stimme hervorbrachte.

O ja, sie wußte Manches zu sagen von der Weihnachtsfreude und Weihnachtsluft; denn sie stammte aus einem gesegneten Vaterhause, aus fröhlichem Geschwisterkreise. Und nun — — Alles lag wie ein Traum hinter ihr, sie schöpfte daraus für ihren Knaben, ihm die einzige Weihnachtsfreude damit reichend, die sie zu bieten hatte. Und als das Kind in ihren Armen zu gähnen begann und dann sein Köpfchen zum Schlummer an ihre Brust sank, da begannen ihre Thränen zu fließen und sie empfand in diesem Augenblick die Armuth niemals bitterer als gerade zur Weihnachtszeit. —

Wieder brannte die Lampe auf dem Tische, und das Schnurren des Spinnrades erfüllte den Raum. Von Zeit zu Zeit hielt die Spinnerin inne in ihrer Arbeit und horchte, den Kopf erhebend, auf die tiefen regelmäßigen Athemzüge, welche aus dem Bettchen drüben hervordrangen. Sie hatte ein Stückchen dunklen Papieres oberhalb des Lampenglases befestigt und es nach der Seite geschoben, wo der Knabe schlief, damit ihn das helle Licht nicht belästige: denn nur diesen einen Raum besaß die Hütte, der im Winter bewohnbar war, und wäre nicht der glänzend braune Kachelofen, in welchem eine mächtige Baumwurzel knisternd verbrannte, an seinem Platze gewesen, so hätte er wohl jeder Behaglichkeit entbehrt. Nur auf das Nothwendigste war die Ausstattung der Wohnung beschränkt, und dieses bestand aus einem hölzernen Tische nebst wenigen Stühlen — die Ofenbank bildete ein gehobeltes Brett, welches auf zwei Holzklötzen ruhte — an der einen Wand stand eine uralte Truhe und darüber ein braunes Holzgestell, angefüllt mit einigen Tellern, Töpfen und zinnernen Löffeln. Die beiden Betten — ein großes und daneben das Kinderbett — standen dem Ofen gegenüber. Aber auf einem Seitenbrettchen prangte in einem glänzenden Gefäße ein hübsch geordneter Strauß rothen Heidekrautes, und einige dunkelgrüne Kiefernzweiglein steckten hinter den Rahmen der wenigen Bilder, welche die Wände bedeckten.

Von draußen drang es in gleichmäßig wiederkehrenden Stößen wie von tosenden, brausenden Wasserwogen herein. Die einsame Frau hörte es nicht mehr, es war das Heranrollen der Meereswogen, die über aufgethürmte schimmernde Eisschollen brausend an die Küste schlugen. Sie spann emsig; denn morgen in der Frühe, wenn die Wege einigermaßen passirbar waren, wollte sie in das nächste Pfarrdorf, um das bestellte Garn abzuliefern. Und dann — sie berechnete den Erlös. Er reichte kaum aus zum Ankauf der nöthigsten Nahrungsmittel, deren sie und ihr Kind für die nächste Zeit bedurfte, bis eine neue Arbeit beendet sein würde. Aber wenn sie keine neue Bestellung erhielt? Was dann? — Verkauft hatte sie Alles, was entbehrlich war, und jetzt gab die Kuh keine Milch. — O, der lange, lange Winter, und dann die Weihnachtszeit. Da lag das Kind, für welches sie lebte, leben mußte, und träumte vom kommenden Weihnachtsabend. „Ach" — Das Rad stand still und die fleißigen Hände bedeckten für Augenblicke das Gesicht. Nur wenige Groschen für einige Lichtlein, einige Aepfel und Nüsse und eine kleine, kleine Gabe für das Kind! Wie wenig bedurfte es zur Weihnachtsfreude, wie wenig! — Noch eine Bestellung und, noch waren es einige Tage und Nächte bis zum Weihnachtsabend.

Sie erhob den Kopf und ihre Augen fielen auf den Hausspruch, welcher über der Thüre hing.

„Die Liebe hört nimmer auf."

Ihr Herz begann sich mit unbestimmter Hoffnung zu füllen. Und doch — für sie hatte das Leid nicht aufgehört, auch ihre glücklichsten Stunden, welche das kurze Eheleben ihr gebracht hatte, waren gemischt gewesen mit Leid, und jetzt, ach, das Weihnachtsfest machte es fast unerträglich.

Wieder drehte sich das Rad und mit ihm die Gedanken.

Sie kannte wohl die wonnige Weihnachtsfreude, die zitternde Erwartung des Kindes. Auch sie hatte einst ebenso daheim im Bettchen gelegen mit weit offenen Augen und hatte die Tage gezählt. „Wie oft muß ich nun noch wach werden, bis der Weihnachtsmann kommt?" Die Mutter hatte ihr lächelnd geantwortet, und dann war der Christabend gekommen, und Vater und Mutter, Schwestern und Brüder, Magd und Knecht — Alle hatten unter dem strahlenden Baume gestanden. Die Mutter hatte auf dem alten Claviere gespielt und „Stille Nacht, heilige Nacht", war es im Chor durch den Raum erklungen. Dabei war der Vater dann immer verschwunden und sobald die letzten Worte gesungen waren, schlugen die Hunde an, und mit vielem Gepolter war man zur Treppe heraufgekommen, die Thüre hatte sich geöffnet, und hereingestampft war der Weihnachtsmann, schneebedeckt und gabenbeladen. Dann hatten sich die kleinen Hände gefaltet, und Jedes hatte seine Verslein gebetet und mit Ehrfurcht aufgeschaut zu dem geheimnißvollen Beten des Christkindleins.

So war es viele Jahre gewesen daheim, und die Geschwister waren herangewachsen und aus dem Vaterhause geschieden. Sie war immer die kleine Försterliese geblieben; denn sie war die Jüngste von Allen, und der Vater — ach, das sagten Alle — hatte seine Freude an ihr. Dann war ein Weihnachtsabend gekommen, an dem kein Lichterbaum brannte. Die Mutter war gestorben, und es war gewesen, als sei plötzlich das Band zerrissen, welches Alle an einander kettete. Der Kreis wurde kleiner und kleiner. Der älteste Bruder wanderte aus nach Amerika, Schwester Marie starb bald darauf, und am darauffolgenden Weihnachtsabend stand Louise das letzte Mal am Tische, Hand in Hand mit dem erwählten Manne, der sie bald darauf mit sich nach Holland führte. Die Brüder hatte ihr Beruf weit fortgebracht ins bunte Leben hinein, und dann blieb sie allein mit dem Vater, allein auf der einsamen Försterei im tiefen Walde.

Sie war immer regelmäßig und gern in die Kirche gegangen, obwohl der Weg dahin durch den Wald sich sehr weit hinzog. Zuerst hatte die Mutter sie es so gelehrt, und nachher zog es sie von selbst hin. Die Macht der Rede, die Macht der Liebe und der Wahrheit hatte sie immer gefesselt und tief bewegt, und sinnend war sie allsonntäglich durch den stillen Wald heimgekommen. Bei schönem Wetter hatte sie wohl zuweilen den etwas weiteren Weg über die Höhe eingeschlagen; denn der Pfad führte hoch oben rechts vom Waldessaum und links am Strande entlang, und berührte daneben das auf einsamer Höhe gelegene Stranddorf Freesdorf. Es bestand aus wenigen Häusern, welche vor Jahren die Sturmfluth übrig gelassen hatte. Für sie besaß dieser eigenthümliche, von den brausenden Wogen bespülte Ort einen romantischen Reiz. Ganz dorn, dem Wasser am nächsten, lag ein einfaches sauberes Häuschen. Dort hatte der junge Fischer Hans Jüngen mit seiner alten Mutter gewohnt. Auch er sah allsonntäglich in der Kirche, und oft hatte sie gefühlt, wie sein Auge auf ihr ruhte. Immer hatte er ihrer am Eingange der Kirche geharrt und war mit ehrerbietigem Gruße zurückgetreten, wenn sie an ihm vorüber dem Ausgange zuschritt.

So war es Jahre lang geblieben, bis sie einst auf dem Heimwege ausgeglitten, und er sie in sein Haus geführt und der Sorgfalt seiner alten Mutter übergeben hatte. — Seitdem waren sie oft miteinander gegangen und hatten über das soeben Gehörte manches ernste Gespräch geführt. Jeder von ihnen fand den Widerhall der eigenen Gedanken in des anderen Seele; doch kein begehrlicher Wunsch hatte je diesen Verkehr beeinflußt; der niedrig geborene Fischer erhob nur mit Ehrerbietung das Auge zur Försterstochter, und diese wußte, daß ihr Platz daheim beim Vater bleiben würde, der ihrer bedurfte, wenn auch nicht zur leiblichen Pflege und Unterstützung; denn der Förster war damals ein Mann von fast noch jugendlicher Kraft. Rauh und zuweilen hart gegen Andere, war er doch weich und freundlich gegen sein Töchterlein, „sein Liesing", die er in Allem, was sie that, mit Zufriedenheit gewähren ließ. — Doch all das hatte sein Ende erreicht, ach, so jäh und unerwartet. — — —

Die Wolle war aufgesponnen, und mechanisch schob die Spinnerin den Roden zur Seite, sie wandte sich um, stützte beide Ellenbogen auf den Tisch und verbarg ihr Gesicht in den Händen.

Der letzte Weihnachtsabend daheim war ihr in die Seele gebrannt und würde immer, immer in der Seele brennen. Sie hatte damals das fünfundzwanzigste Lebensjahr schon erreicht. Auf der Försterei war zu Weihnacht Besuch gekommen, ein Vetter den sie nie zuvor gesehen. Der Himmel mochte wissen, wie es gekommen war, daß der Vater sein Wohlgefallen an dem eitlen, oberflächlichen Stadtherrn fand, daß er sich überreden ließ, ihm die Hand seiner Liesing zu versprechen, und zugleich den seltsamen Plan faßte, sich pensioniren zu lassen und in die Stadt zu ziehen. Ach, wie konnte ein alter, biederer Forstmann durch die Ueberredungskunst, durch die Vorspiegelungen eines solchen Menschen, der nichts wollte, nichts begehrte, als seine zerrütteten Verhält-